

FRANCIS BRENN

DAS GESICHT IM SPIEGEL

Kriminalroman

1

Unter steckigen, kohlrabenschwarzen Sträen hervor schien der junge Mann mit stahlblauen Augen verwegen den Blick seines Betrachters aushalten zu wollen. In einer grauen Trägerhose posierte er, braungebrannt, mit nacktem Oberkörper vor einem ausgesteckten Trasse, wo sich offensichtlich demnächst eine Bahn oder eine Asphaltstraße durchfressen sollte. Hinter ihm bildeten Pickel, Schaufeln und eine etwas angerostete Schubkarre den Mittelteil der Aufnahme. Der Junge legte die angegilbte Fotografie zurück und kramte weiter in der schmalen Schreibzeugschachtel, auf deren Deckel sich zwei Edelweiß kreuzten, etwas klobig in das Fichtenholz geschnitzt. Nebst weiteren kleinen Habseligkeiten, wie Militärknöpfen, der Haarspange eines Mädchens, buntem, sorgfältig zusammengepresstem Silberpapier, fand er auch Federn und Bleistiftstummel. Die kamen dem Jungen fremd vor. Ein Schweizer Schüler war sich eigentlich rot lackierte Bleistifte gewohnt, die Stiftstärke goldgeprägt wie auch der Name „Caran D'Ache“, dem eine Armbrust, wehrhaftes Zeichen Schweizerischer Wertarbeit, vorangestellt war. Das gehörte zum visuellen Erfahrungsschatz eines Schweizer Buben dieser Jahre, wie die Ovomaltine zum Frühstück, Alpenmilchschokolade aus der lila Packung und natürlich das rote Militärmesser mit dem chromglänzend eingelegten Schweizerkreuz. Diese Stummel hier hatten jedoch eine rohe Holzoberfläche - nur ein schwarzer Aufdruck sollte vermutlich die Minenstärke verraten. Das erkannte er noch an der arabischen Zahl „2“, aber die restlichen Worte waren für ihn ein spanisches Dorf. Auf einem kleinen, blassrosafarbenen Zettel – er dachte an eine Eintritts- oder Bahnfahrkarte - kamen seltsame Wörter mit vielen kleinen Strichlein auf den „Ó“, den „Ú“ und auch den „Z“ vor. Von diesen „Z“ gab es besonders viele, was ihm auffiel, denn das war ein Buchstabe, der im Deutschen auch ohne Hütchen lange nicht so häufig vorkam. Vermutlich hatte in der Schachtel auch einmal ein Bonbon gelegen, denn ein wenig verklebt, haftete noch ein zweifach gefaltetes Papier an der Karte. Hier stand, diesmal in Deutsch: „Ausweiskarte zum freien Passieren der Wache bis 23:30h“. Weiter unten: „Poln. Internierte, Kontr.-Nr. sowieso“, und bei der Unterschrift: „Orts-Kdo. Wettbach“. Über dem ganzen lag ein großer Stempelaufdruck: „FEBRUAR 1941“. Auf dem Grund der Schachtel klebte noch ein zweites Foto. Er wollte es ablösen, aber es gelang ihm nicht. Seine Finger fühlten sich taub an. Er hielt die Schachtel näher an sein Gesicht, um besser zu sehen, wo das Stückchen Papier klebte, doch ihm verschwamm alles vor Augen.

Seine Hände wurden weich wie Watte, schwellen gar an und gehorchten ihm überhaupt nicht mehr.

Francis Brenn versuchte, die Augen aufzuschlagen, um auf seine Hände zu sehen. Doch er war unsicher, ob es ihm gelungen war, sie zu öffnen. War er mit offenen Augen von Nacht umgeben? Plötzlich durchschnitt ein dünner Strahl von Wachbewusstsein seinen Traum. Er wollte ihn mit aller Kraft festhalten – in die Wirklichkeit zurückkehren. Sein ganzer Körper wurde von Schmerz durchflutet, er hätte nicht eine einzelne, bestimmte Schmerzstelle festmachen können. Seine Gedanken waberten durch Nebel zu ihm, versuchten vage bloß Form anzunehmen. Dumpf fragte er sich, was mit ihm geschehen war. Dann erinnerte er sich eines unbestimmten Gefühls der Verunsicherung. Hätte er nicht schon viel früher auf seine innere Stimme hören sollen? Vom Moment an, da er seinen Fuß auf Warschauer Boden gesetzt hatte, waren ihm eine ganze Reihe von Warnsignalen begegnet. Bereits nach seiner Ankunft befremdete ihn diese Sache mit dem Dolmetscher. Kaum war er in seinem Hotelzimmer eingeschlafen, so schien es ihm zumindest, hatte ihn ein scheppernder Telefonsummer aus der Nachtruhe aufgeschreckt. Vor den Fenstern war es auf jeden Fall noch dunkel gewesen. Eine leise aber feste Frauenstimme, welche sich fast ohne Akzent als Teresa Deja vorstellte, hatte sich am Apparat gemeldet: der von ihm engagierte Dolmetscher, mit dem am Morgen ein Treffen vereinbart war, sei plötzlich erkrankt, sie würde ihn jedoch auf Wunsch vertreten. Als Brenn einwilligte, schlug sie sein Angebot aus, sie bei sich zuhause abzuholen, sondern bestand mit eigensinniger Vehemenz darauf, ihn an einer bestimmten Straßenkreuzung zu treffen. Trotz beißender Kälte erwartete sie ihn in einem hellen, geblühten Röckchen, ergänzt bloß durch eine auch nicht besonders warm wirkende Jacke, welche farblich nicht zum Rest passen wollte. Auch wartete sie nicht alleine - an ihrer Hand hielt sie ein kleines, rothaariges Mädchen. Sie entschuldigte sich: sie sei alleinstehend und könne die Kleine ausgeschlossen sich selbst überlassen. Ob es Brenn etwas ausmache, wenn das Kind dabei sei. Was sollte er jetzt wohl einwenden, fixiert von einem Paar großen, aufgeweckten Mädchenaugen, die ernst und fordernd zu ihm aufblickten! Als Nächstes stellte sie Brenn vor die Tatsache, dass sie für ihn einen Leihwagen bei einem Bekannten organisiert hatte, das komme ihn günstiger, als der vom Autoleasing. Auch offerierte sie ihm eine Bleibe bei Freunden, wenn er denn möchte. Doch hatte ja Kathrin von seiner Agentur am Zürcher Rennweg aus diesen Wagen reservieren lassen, genauso wie sie für den Dolmetscher, das Hotelzimmer und noch so vieles mehr gewissenhaft besorgt gewesen war. Nicht umsonst war sie in der Agentur zu dem scherzhaften Übernamen „Miss Moneypeny“ gekommen. Hier hatte sich aber offensichtlich eine rätselhafte, schier unausweichliche Eigendynamik seiner ursprünglichen Pläne bemächtigt. Brenn wollte sich in einem ersten Impuls auf die Hinterbeine stellen, besann sich dann aber doch eines Besseren. In einem fremden Land sollte man sich vielleicht doch auch etwas auf dessen Gepflogenheiten einlassen, sagte er sich – er, der ja sonst stets so viel von Weltoffenheit und Toleranz hielt. So blieb ihm eigentlich nicht viel anderes übrig, als den Mietwagen der Verleihfirma

zurückgeben und sich auf das, was kam, einzulassen. Die zwar ziemlich unpersönliche und auch etwas überteuerte Suite in einem modernen Hotelkasten behielt er jedoch vorläufig, auch wenn sie ihm nicht gefiel. Wenigstens darüber, wo und wie er logierte, wollte er die Regie behalten. Aber in den nun folgenden Tagen beschlich ihn immer wieder einmal ein leichtes Missbehagen. Das Verwirrendste war, dass er sich kaum des unbestimmten Eindrucks erwehren konnte, überall schon erwartet zu werden, wo immer er auch hinkam. Doch wer hätte schon wissen können, dass er in Polen war? Seit gestern nun war er sich sogar gewiss, bei seinen Streifzügen durch die Stadt verfolgt zu werden. Er konnte sich jedoch schlicht nicht vorstellen, wer angesichts seiner harmlosen Nachforschungen ein Interesse an seinem Tun hätte.

Sein Gedankenfaden wurde wieder brüchig, riss ab – er versank in seiner Nacht. Düstere Bilder drängten sich vor, zuerst noch kaum kenntlich. Doch schmerzhaft wurde plötzlich die Finsternis von einem gleißenden, einzelnen Lichtstrahl durchschnitten.

Er stand in einem niedrigen, langezogenen Raum, an dessen Ende irrisierendes Tageslicht durch einen Spalt zwischen den Holzlatten hervorblitzte. Noch immer hielt er die fremde Schreibzeugschachtel in seinen Händen – doch jetzt gelang es ihm, das kleine Bildchen zu fassen, welches zuunterst an einem Stück Fotokarton haftete. Er löste es vorsichtig ab, drehte es um und schaute jetzt in das lachende, runde, mit dunkelblondem Kraushaar umrahmte Gesicht der ehemaligen Kellnerin aus dem Restaurant „Falken“, der Milli. Er hatte sie sofort erkannt, die Milli. Nicht nur, dass der „Falken“ von seinem Elternhaus und auch vom Schulhaus aus zu sehen war. Nein, da war noch etwas anderes! Der Milli schauten sie - heranwachsende Buben - je größer sie wurden, desto aufgeweckter - wie einem fleischgewordenen Versprechen zu, wenn sie vor den Gasthof trat, um mit ihrem wogenden Busen und kurzen Rock etwa eine Schürze auszuschütteln oder einem Gast nachzulachen. Ihr perlendes Lachen war der Sirenengesang, den einige biedere Hausfrauen im Dorf „liederlich“ zu nennen sich bemüßigt fühlten. Und damit unausgesprochen wohl die ganze Milli meinten. Bei ihm zuhause hatte man jedoch nie derart über die Serviertochter geredet. Man lebte zuhause überhaupt mit einer etwas lakonischen Distanz zu den Fährnissen des Dorfes und seiner Bewohner. Ja eigentlich suchte man überhaupt recht wenig den Kontakt mit diesem Dorf. Vater lachte nur auf den Stockzähnen, wenn von Milli die Rede war und Mutter zuckte mit den Schultern, wenn Frauen beim Tratsch auf dem Dorfplatz bei ihr nach einer Verbündeten in Sachen Milli suchten.

»Fraaancis....! Francis!«

Der Ruf seiner Mutter war schon seit einer Weile an sein Ohr gedrungen. Ihm widerstrebte es, seine Forschungen jetzt zu unterbrechen, er reagierte nicht. Es ging wohl um den Abwasch. Er wusste, sie würde ihm sein Verschwinden nicht lange nachtragen. Zuerst grollte sie zwar ein wenig, auch weil er immer, wenn er dann endlich auftauchte, mindestens dreckig und voller Spinnweben war, manchmal sogar voller Wagenschmiere. »Das Buben immer dreckige Hände haben müssen! Was treibt ihr eigentlich die ganze Zeit?« rief sie manchmal entnervt aus. Ihr Zorn verrauchte aber so rasch, wie er gekommen war. Auch

dafür liebte er seine Mutter. Und zudem war er hier in seinem ganz persönlichen Reich. Hier konnte ihn niemand stören - konnte er sich dem Fluss seiner Gedanken und Träume hingeben. Das Bauerngut, bei dessen Scheune die Werkstatt angebaut war, machte einen schon recht altersschwachen Eindruck. Die meisten Dinge hier wirkten irgendwie stehengelassen, als hätte sie seit Jahrzehnten niemand mehr in Händen gehabt. Ein Dornröschenschlaf! Bewohnt wurde es, so lange man sich im Dorf erinnern konnte, nur noch von der einzigen Überlebenden dieser Familie, einer ledig gebliebenen Schwester des letzten Sohnes des Bauern. Auf Briefumschlägen, welche ihr die Post, etwa von der Gemeindeverwaltung oder von der Kirche aus, zustellte, konnte er manchmal lesen: „Marie Stammbach, Haustochter, Wettbach“. Francis war einigermaßen erheitert darüber, denn die „Haustochter“ war weit über siebzig - er durfte sie Marie nennen. Ein frommes, gutmeinendes Fräulein, das in dem Wildwuchs, der sich rund ums Gehöft ausbreitete, zu Francis Entzücken ausschließlich Gottes Wille erblickte: »Der Herr läßt das alles so wachsen! Seien wir ihm doch dankbar dafür und wie wunderbar er diese Welt erschaffen hat!« Diese Weltschau hätte es ihr auch nicht gestattet, zwischen Kraut und Unkraut eine eingreifende Trennlinie zu ziehen. Und Francis ergab sich noch so gern dem olfaktorischen Strom, der ihn jeweils zu betäuben suchte, wenn, wie heute wieder, die niederbrennende Sonne die ätherischen Düfte aus der gottgefälligen Unkrautsammlung aufspaltete: Thymian, Rosmarin, Lavendel, Teerosen, Dill, ja sogar die goldenen Quitten gaben leise etwas von ihrer vornehmen Note ab, stand man etwas in ihrer Nähe. Doch nicht allein der Garten war gesättigt von Duftkompositionen, Francis erschnupperte auch die Geschichte der Holzriemen der Bretter, mit denen die Mitte des Bodens der Scheune ausgelegt war. Sie strömten jetzt im Sommer - noch nach Jahren - den kellerkühlen Duft süßen Apfel- und Birnenmostes aus, der vor langer Zeit beim „Mosten“ ausgeflossen war. Im „Baumgarten“ standen ja auch noch die kirchturmhohen, uralten Birnbäume und ebenso alte Apfelbäume, die süße Äpfel von Sorten hergaben, deren Namen man sich heute schon bald nicht mehr erinnerte. Nachdem seine Mutter nochmals einen Anlauf genommen - ihren Ruf noch etwas variiert hatte, um dann zu resignieren, wusste Francis, dass die Gefahr nun vorüber war. Natürlich hatte er jetzt keine Zeit, er war beschäftigt, hatte zu tun. Denn dieses Versteck hier hatte er gerade eben erst entdeckt. Fräulein Stammbach -, also Marie, hatte ihm erlaubt, in seiner Freizeit etwas in dieser Werkstatt herumzustöbern. Das heißt, im Grunde lief das Ganze unter einem andern Titel. Eigentlich hatte er sich anboten, für sie kleine Reparaturen zu erledigen, weil er Metall nicht nur sägen und feilen, sondern sogar löten konnte. Aber da der Zeitrahmen offen war, trödelte er tagelang herum, sog versonnen den Hauch einer langen Familien- und Dorfgeschichte ein, welcher durch die verlassenen Räume wehte - und die meiste Zeit standen gar keine Reparaturen an. Aber Marie machte sich darüber keine Gedanken und ließ ihn gewähren. Sie ging vermutlich davon aus, dass der liebe Herrgott kleine Jungs genauso wie ihren Fenchel wachsen lasse: mit Muße, ohne störende äußere Eingriffe - allein dem Wirken seiner göttlichen Fügung anvertraut. Bis gestern hatte es kein künstliches Licht gegeben in der Werkstatt, er musste mit dem Tageslicht, welches durch ein halbblindes, kleines Fenster, sowie durch die Ritzen

zwischen den Bohlen hereinkroch, auskommen. Dann hatte Francis in der Scheune hinter einer Holzbeige endlich das Bleirohr entdeckt, welches die stromführenden Drähte enthalten musste. Zuerst an einem dieser Rohre befand sich eine verstaubte Porzellandose. Die hatte er vorsichtig geöffnet und, mit einem Stück Holz, die Drähte wieder in die Messingzwingen geschoben. Dann schraubte er in der Scheunenlampe die Glühbirne heraus und setzte sie in die Lampenfassung unter einem weißen Emailschildchen, welche in der Werkstatt von der Decke baumelte. So war er plötzlich zu einem, wenn auch armseligen, rötlichen, Licht gekommen, welches zwar kaum ernsthaft Erhellung brachte. Aber das hatte immerhin genügt, dass er sich um Bezirke der Werkstatt kümmern konnte, wo er sonst im Finstern nichts erkannt hätte. Und so kam es, dass er zuhinterst diesen bis anhin verdeckten Gang entdeckte, der ebenfalls Richtung Scheune führte, der aber länger war, als jener, wo er sonst immer herkam. Er hatte begriffen, dass er hier auf etwas Ungewöhnliches gestoßen war! Bei der weiteren Untersuchung fand er heraus, dass einige Bohlen nur eingeklemmt waren, nicht richtig eingefahren. Zwei hatten sich leicht herausnehmen lassen. Da stand er nun plötzlich in einem schmalen, kleinen Zwischenraum. Aufgeregt hatte er erkannt, dass die Spuren hier auf das Versteck eines Menschen hindeuteten, wenn auch seit Ewigkeiten verlassen. Aber auf dem Boden zeugten noch etwas Stroh, eine Wolldecke, ein Becher aus Steingut und daneben ein aufgeschlagenes Buch, in einer Ecke sogar ein Paar braune Schuhe, von seiner einstigen Anwesenheit. Francis blätterte in dem Buch. Sein Inhalt bestand aus ähnlichen Wörtern, wie er sie später dann auch auf dem rosa Zettel in dieser kleinen Holzschatulle fand. Wusste Marie von diesem Versteck? Hatte sie den Menschen gekannt, der hier hauste - oder hatte sich der so heimlich hier aufgehalten, dass keiner im Haus seine Anwesenheit bemerkt hatte? War es ein Ort des Rückzugs von einem ehemaligen Bewohner des Gutes? Oder hatte sich gar jemand auf der Flucht verstecken müssen? In Francis Vorstellung formten sich die verwegenen Geschichten, er war vollkommen aufgewühlt, konnte die Gegenwart des vermuteten Gastes förmlich spüren - schon fast riechen. Er hatte Phantasie unter seinem braunhaarigen Wuschelkopf- sogar im Übermaß und ein reiches Innenleben. Die kleine Kammer mit ihren spärlichen Indizien reichte ihm für einen ganzen Roman! Er nahm die Schreibzeugschachtel wieder auf und pfadete sich durch den Gerümpel zur Scheune hinaus, er musste Marie finden, dem Geheimnis auf die Spur kommen! Nach so langer Zeit im Dunkel war er geblendet und wäre fast auf ein Huhn getreten, welches in der Nachmittagssonne, als würde es brüten, im heißen Sand gehockt hatte. Unter gackerndem Protest flatterte es davon. Wann würden Hühner es endlich aufgeben, fliegen zu versuchen? Wie sah das nur aus...! Nun ja, zu Fuß machten sie auch nicht eine viel bessere Gattung! Hinter dem Haus im Hof rauschte ein großer Brunnen mit einem schmucklosen, langgezogenen Sandsteintrog vor sich hin. Schon der Anblick des kristallklaren Strahls, welcher der Mündung des einfachen Rohres entströmte, ließ Francis ein paar Mal leer schlucken. Er kniete auf den feuchtglänzenden, bemoosten Brunnenrand und trank gierig, bis er einen kalten Bauch hatte, was bei dieser Hitze angenehm war. Hier, zwischen einem recht weitläufigen, mit Maschendraht umzäunten Hühnerhof und dem Innenhof

erwartete er, Marie anzutreffen. Hier draußen, in der nützlichen Nähe des Brunnens, rüstete sie sonst ihr Gemüse, machte sie im Sommer den Abwasch, hackte Kleinholz für ihren Herd oder rupfte auch mal ein Huhn. Letzteres zwar tatsächlich selten. Viele ihrer Hühner hatten bereits ein metusalemisches Alter erreicht, denn auch wenn sie schon vor Zeiten zu legen aufgehört hatten, ließ sie sie am Leben. Hackte sie dann doch eines Tages so einem Tier den Kopf ab, war es jeweils so alt, dass sie acht Tage lang Hühnersuppe auf dem Herd stehen hatte, von der sie nur das Gemüse ergänzte. Denn das Huhn zu essen wäre nicht mal einem ausgehungerten Wolf mehr eingefallen, bei dem Alter, das es erreicht hatte. Geschweige denn der vollkommen zahnlosen Marie. Aber wo steckte sie jetzt bloß?

Er fand sie doch sonst meistens in der Nähe des Hofes und sie ging ja nie weit! Doch auf sein wiederholtes Rufen blieb diesmal alles still. Aber dann erweckte plötzlich ein grelles, langgezogenes Quietschen und Kreischen aus der Ferne seine Aufmerksamkeit. Er huschte zur Gartenhecke und erblickte durch die Sträucher das Fuhrwerk der Bierbrauerei. Auf der leicht abschüssigen Strasse zum Falken hinunter zog der Bierfuhrmann die Bremsen an, damit sich das schwere Gefährt den beiden mächtigen Kaltblütern nicht in die Beine drückte. Dann bog er in einer weiten Kurve auf den Platz vor der Wirtschaft ein, machte: »Brrrrr!« zu den hellbraunen Rossen mit den grossen Hufen, stieg ab und warf sich routiniert einen ledernen Nackenschutz um. Mit schwerem Schritt ging er nach hinten, zog eine Harke hervor. Die schlug er mit einem dumpfen Geräusch in den Eisbarren, dass es nur so von Kristallen spritzte. Er zog ihn zu sich hin, um ihn an seinem Leib, vom Lederschurz geschützt, aufzustellen. Dann bückte er sich vor und schob ihn mit einem Ruck auf die Schulter. Tausendfach spiegelte sich die Sonne in dem harten Eis. Er stapfte Richtung Wirtshaus damit - selbst aus der Entfernung konnte Francis verfolgen, wie das kühle Nass auf dem ausgetrockneten Weg eine dunkle Spur tropfte. Der Falken brauchte das Eis nicht nur zum Kühlen des Biers, sie hatten auch eine Metzgerei angegliedert. Dort standen die mannshohen Eiskasten mit dicken, isolierenden Türen, die mit diesen Eisblöcken gekühlt wurden. Plötzlich wurde sich Francis wieder gewahr, dass er sich, wie es ein bisschen seine Art war, hatte ablenken lassen und fühlte sich erneut gehetzt. Er trat aus dem Schatten des Innenhofs heraus und beschleunigte seine Schritte in Richtung des unteren Teils des Grundstücks, wo sich nochmals ein weitläufiger, verwilderter Garten erstreckte. Hier musste man durchs hohe Gras und allerhand Wildwuchs waten. Im Laufe des Sommers entstanden jedoch ab und zu schmale Trampelpfade, wo Marie - zum Beispiel - zu den Beerensauden gelangte, um sie abzuernten. Und tatsächlich: aus der explosionsartig gewucherten Natur heraus leuchtete, sich rhythmisch auf- und ab wippend, ihr weißes Leinen-Kopftuch heraus. Er begann zu rennen.

»Hoi Marie!« grüßte er, außer Atem.

»Bub! Ja grüß dich! Was bist du denn so gerannt?«

Seine Aufregung konnte ihr ja wohl kaum entgangen sein. Doch wusste er auch, er konnte sie nicht so einfach mit seiner Neuigkeit überrumpeln, so was machte

sie nur verschlossen. Sie fuhr denn auch, ohne wirklich eine Antwort abzuwarten fort, ihre Beeren zu pflücken, mit einer Langmut, die auf Francis in seiner Situation schon fast provozierend wirkte. Er hatte aber gelernt, einen gewissen Respekt davor zu haben, wenn Marie bei der Arbeit war. Für ältere Leute hatte Arbeit etwas unheimlich ernsthaftes - und was Kinder zu erzählen hatten, konnte sowieso nicht wichtig genug sein. Also übte er sich, wenn auch mit kolossaler Anstrengung, in Geduld. Um ihren Leib lief eine ausgebleichte Hanfschnur, an der sie einen Kratten befestigt hatte. Darin sammelte sie die Früchte, zumindest diejenigen, die sie hineinlegte. Nicht alle schienen jedoch den Weg in dieses Körbchen zu finden, beobachtete man ihre Kiefer, die fleißig mahlten. Dann endlich - endlich hielt sie inne, wischte sich den Schweiß von der Stirn, löste die Schnur und stellte den ersten Kratten, der nun schön voll war, behutsam ins Gras. Jetzt packte Francis endlich die Gelegenheit beim Schopf und streckte ihr die gefundene Schreibschachtel geöffnet entgegen: »Schau mal, Marie, was ich gefunden habe!«

Mit ihren stets leicht wässerigen Augen blickte sie auf seinen Schatz: »Ja, sieh nur! Wo hast du das denn gefunden?«

»Da ist ein Versteck da oben! Zwischen der Werkstatt und der Scheune, mit Stroh zum Liegen! Eine Laterne und Bücher gibt es da auch, jemand muss sich dort versteckt haben!«

»Aber Bub, was erzählst du denn da!«

Er streckte ihr die Fahrkarte mit der fremden Schrift entgegen: »Hier, siehst du, das lag auch darin!«

Sie schob seine Hand etwas von sich weg und meinte: »Ohne meine Brille musst du es weiter weghalten, ich sehe sonst nichts...«, sie versuchte, aus der richtigen Distanz mit zugekniffenen Augen etwas zu lesen, dann meinte sie, etwas irritiert: »Das ist fremdländisch - das kann ich nicht verstehen – nein - deutsch ist das nicht!«

Francis kramte auch noch das Foto mit dem Mann in den Trägerhosen hervor und hielt es ihr ebenfalls vors Gesicht. Doch sie glaubte, wenn auch ein wenig unsicher geworden, den Mann nicht zu kennen, ohne Brille schon gar nicht. Francis gab jedoch nicht sofort auf: »Könnte das dieser Mann gewesen sein, der sich dort oben versteckt hat?« Etwas ungläubig meinte sie: »Ich glaube doch nicht! Da hat sich doch niemand versteckt - nein, nein!«, sie schüttelte den Kopf und wollte sich schon wieder abwenden. Aber er hatte ja noch einen letzten Trumpf: er erzählte noch das mit den Schuhen. »Schuhe?« murmelte sie, jetzt noch skeptischer geworden und blickte nun doch unsicher in Richtung Scheune, »das ist allerdings schon seltsam! Schuhe läßt man doch nicht einfach so stehen - in der Werkstatt! Ja früher, da gab es das vielleicht ein ungerades Mal, dass etwa ein Knecht vom Nachbardorf, wenn er aus der Wirtschaft kam und den Heimweg nicht mehr gefunden hat, dass der dann in der Scheune übernachtet hat. Aber so ein Knechtlein hätte gewiss nicht seine Schuhe dagelassen!«

»Warum hat er denn den Heimweg nicht gefunden?« fragte Francis unbeschwert.

Doch Marie lächelte nur verschmitzt und machte: »Oh Bub! Alles willst du immer wissen!«

Es war jedoch sonst nicht ihre Art, viel zu reden. Zudem waren ihr in ihrem langen Leben wohl schon so manche Rätsel begegnet, die sich nicht auflösen ließen, dass man sie deshalb am besten auf sich beruhen ließ. Sie wechselte einfach das Thema: »Du kannst einen Kratten nehmen! Iss aber nicht Alles auf! Das Kästchen da kannst du ja behalten, wenn du willst!« Francis konnte nicht ausmachen, ob sie im Sinn hatte, weiter über seine Entdeckung nachzudenken oder eben nicht. Ihr Gleichmut brachte ihn nahe der Verzweiflung. Dass er aber ernten helfen durfte, war immerhin ein kleiner Lichtblick. Er würde mit einer schönen Portion süßer, reifer Beeren belohnt werden, zu der man zu Hause frischen Rahm reichen würde. Francis versuchte, seine innere Spannung vorerst im Zaun zu halten, was ihm mit der Zeit auch einigermaßen gelang. Die stoische, gleichförmige Art - fast wie die des Ackergauls, der solange übers Feld trottete bis ihn der Bauer anhielt - mit der Marie ihrer Arbeit nachging, wirkte mit der Zeit besänftigend, beinahe einschläfernd auf ihn. Als er jedoch am Spätnachmittag mit einer großen Ohrentasse voller Beeren heimkehrte, nahm er Marie beim Wort und behielt auch die Schreibschachtel mit den beiden Fotos und den fremdländisch bedruckten Zetteln bei sich. Wie eine Trophäe trug er sie in sein Zimmer und verstaute sie tief in seinem Fundus. Das Rätsel um das geheimnisvolle Versteck ließ sich auch in den folgenden Tagen und Wochen nicht lüften. Aber im Laufe der Zeit tagträumte er immer verrücktere Geschichten in seine Entdeckung hinein. Das Versteck suchte er noch ab und zu auf und mit der Zeit erschien es ihm immer bewohnter. Bevölkert von einer Kompagnie Figuren, die bald in seiner lebhaften Phantasie durch die Scheune zogen.

»Hee Mann! Leben Sie noch?«

Gute Frage! Brenn versuchte, seine Augen zu öffnen, um sich darüber klar zu werden. Immerhin spürte er eine Hand auf seiner schmerzenden Schulter, die ihn schüttelte. Er wollte Worte formulieren, doch nur Wortbrei kam heraus. Nach einer gewaltigen Anstrengung schaffte er es, in das über ihn gebeugte Gesicht zu blinzeln. Es war ein Mann mit einem Dreitagebart, den es offenbar zu kümmern schien, warum er hier am Boden lag. Der Mann half ihm, sich wenigstens aufzusetzen und lehnte ihn wie einen Kartoffelsack gegen die nasskalte Wand. Der Nebel begann sich allmählich zu lichten, zögernd tauchte er wieder aus seinem Dämmern auf. Wie lange mochte er hier gelegen haben? Hatte er nicht einen Informanten treffen wollen hier in einer kleinen Bar im Warschauer Stadtteil Praga? In dieser kleinen Hinterhofbar, die kaum den Eindruck gemacht hatte, wirklich ein öffentliches Lokal zu sein. Nach und nach kehrte er in die Gegenwart zurück. Er hatte doch zur Toilette gewollt. Man hatte ihm den umständlich verwinkelten Weg dahin beschrieben. Dann war da diese Treppe, die ins Untergeschoß führte, wo er auf einen langgestreckten Korridor stieß, der bloß an dessen Ende von einem armseligen Licht dürftig erhellt wurde. Als er dort angekommen, links zur Toilette einbiegen wollte, gewahrte er plötzlich einen lautlosen Schatten hinter sich und noch ehe er sich umdrehen konnte, überraschte

ihn ein gewaltiger Schlag auf den Hinterkopf - dann umfing ihn tiefe Nacht. Jetzt wurde ihm klar, er musste eine halbe Ewigkeit hier unten gelegen haben. Was er in seiner Bewusstlosigkeit durchlebt hatte, waren Episoden aus seinen Kinderjahren auf dem Lande in der Schweiz gewesen sein. Er blickte an sich herunter: Seine Hände, sein Hemd, alles war voller Blut!